

Peter Eigner
Christa Hämmerle
Günter Müller
(Hg.)

Briefe – Tagebücher – Autobiographien
Studien und Quellen für den Unterricht

StudienVerlag
Innsbruck
Wien
Bozen

2000

Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit

Der lange Weg der schriftlichen Selbstvergewisserung

Erlebte Geschichte

Die Möglichkeit von thematischen Schwerpunktsetzungen und der Einsatz von didaktischen Formen wie Gruppen-, Projekt- oder Facharbeiten stellen es heute frei, die Frühe Neuzeit und damit auch frühneuzeitliche Texte stärker in den Unterricht einzubringen. Unter der Vielzahl an verfügbaren schriftlichen Quellen scheinen sich Selbstzeugnisse (Ego-Dokumente, first-person writings) dafür besonders gut zu eignen. Autobiographien, Tagebücher oder Memoiren verdichten historische Ereignisse im Erleben des Einzelnen, sie verwandeln Geschichte in erfahrene Geschichten, oft mit nahezu literarischer Ausdruckskraft. Nicht von ungefähr sind daher zahlreiche Selbstzeugnisse mittlerweile in den Rang von ‚Klassikern‘ erhoben worden.

Der besonders illustrative Charakter einzelner Textzitate lässt jedoch oft vergessen, dass die Arbeit mit Selbstzeugnissen speziell aus der Frühen Neuzeit eine intensive Vorbereitung benötigt. Die Texte sind mitunter recht umfangreich, sie enthalten eine Vielzahl an heute schwer verständlichen Anspielungen auf verschiedensten sozialen Ebenen (Familie, Beruf, Kirche, Recht, Politik) und sind daher ohne

aufwendige Kommentierung kaum angemessen zu verstehen. Erschwerend wirkt sich außerdem die Lektüre durch die Nähe zur Literatur im weitesten Sinne aus, wenn es um Motive und Topoi geht, die in ihrer Fülle und Komplexität selbst für denjenigen nicht immer zu durchschauen sind, der mit dem Schrifttum der Zeit vertraut ist. Die Frühneuzeitforschung hat jedoch in den letzten Jahrzehnten sowohl von philologischer als auch von historischer Seite viel zum besseren Verständnis der spezifischen Überlieferungs- und Interpretationsprobleme von Selbstzeugnissen beigetragen, was eine leichtere Textaufbereitung einschließt. Dank neuer Wissenschaftsschwerpunkte ist man daher auf der Suche nach guten Arbeitsgrundlagen heute keineswegs mehr auf den engen Kanon weniger Werke angewiesen.

Selbstzeugnisse nahmen spätestens seit der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts einen festen Platz in der Geschichtsvermittlung ein. Populäre Darstellungen wie Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1859–1867) bevorzugten umfangreiche Zitate aus schriftlichen Selbstdarstellungen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, um breiteren Leserkreisen Einblicke in kulturelle und nationale Entwicklungsprozesse zu geben.

Daran änderte in der Folge auch die zunehmende wissenschaftliche Marginalisierung narrativer Quellen durch die positivistische Kritik wenig. In der ersten Hälfte und um die Mitte des 20. Jahrhunderts erschienen weiterhin zahlreiche populäre Ausgaben und Anthologien mit Selbstzeugnissen, was dafür spricht, dass solche Quellen einen wichtigen Bildungsauftrag zu erfüllen hatten. Innerhalb der Geschichtswissenschaft verringerte sich jedoch die Distanz zwischen dem pädagogischen Wunsch nach einer lebendigen Geschichtsvermittlung einerseits und quellenkritischen Vorbehalten andererseits erst in den 1970er-Jahren merkbar, als sich die neuere Sozialgeschichte zunehmend der Reaktion einzelner Menschen auf strukturelle Veränderungen widmete. Dadurch traten Fragen nach der Wahrnehmung und Verarbeitung von sozialen Prozessen, nach Deutungsmustern oder Werthaltungen bestimmter Gesellschaftsgruppen in den Vordergrund (Redlich 1975; Barkin 1976; Stratenwerth 1976), was sich am ehesten mittels narrativer Texte, vom Selbstzeugnis bis hin zum Gerichtsprotokoll, analysieren ließ.

Die mit dieser Entwicklung einhergehende, bis heute anhaltende Renaissance autobiographischer Texte bedeutet jedoch keine einfache Rückkehr zu den älteren kultur-, sozial- oder mentalitätsgeschichtlichen Zugangsformen, da der Verfasser eines Selbstzeugnisses in der modernen Geschichtsforschung nicht nur als Vertreter einer bestimmten Schicht, Berufsgruppe oder Kultur, und damit als Träger kollektiver Einstellungen, interessiert (Schulze 1996). Im Vordergrund stehen nun vielmehr der Schreiber selbst, sein Umgang mit Kriegen und Krankheiten, seine Körperwahrnehmungen,

Gefühle und Anliegen sowie seine Versuche und Strategien der Selbsteinbindung in die gesellschaftlichen Zusammenhänge seiner Zeit. Die Geschichtsvermittlung sollte sich daher heute nicht mit illustrativen Zitaten begnügen, sondern vor allem auf die jeweils spezifischen Entstehungszusammenhänge, Textstrukturen und -intentionen eingehen.

Die erhöhte Nachfrage in den historischen Wissenschaften veranlasste in vielen europäischen Ländern auch für die Frühe Neuzeit die Publikation von Forschungsbehelfen, die den Bestand von gedruckten und ungedruckten Selbstzeugnissen nach Regionen, Zeiträumen und sozialen Schichten erfassen (z. B. von Krusenstjern 1997; Tersch 1998). Diese Sammlungen geben meist einen Einblick in die inhaltlichen Schwerpunkte der Niederschriften sowie in deren Editions-geschichte, was die Sichtung und Auswahl möglicher Texte für den Unterricht erleichtert. Denn zahlreiche frühneuzeitliche Selbstzeugnisse wurden nicht in Anthologien oder kritischen Ausgaben, sondern in schwer zugänglichen lokalen Zeitschriften veröffentlicht, deren Beschaffung bereits einen erheblichen Aufwand bedeutet. Ein Blick in die neuen Sammeleditionen und Arbeitsbehelfe lohnt sich auch insofern, als er die Komplexität der Erscheinungsformen schriftlicher Selbstdarstellung in der Frühen Neuzeit vor Augen führt. So sind etwa allein für die Jahrzehnte des Dreißigjährigen Krieges bisher weit über 200 autobiographische Texte aus dem deutschsprachigen Raum aufgearbeitet, die jedoch sehr disparat sind, vom Wirtschaftsbuch bis zur Pfarrchronik reichen und sich daher nur schwer vergleichen lassen. Frühneuzeitliche Selbstzeugnisse sind keine Massenquellen,

wenn man vielleicht vom Bereich der bisher wenig aufgearbeiteten Briefliteratur absieht. Da für ihre Texterschließung Kenntnisse der vielfältigen Schreibbedingungen eine wesentliche Voraussetzung bilden, wollen wir im Folgenden die Texttraditionen zumindest in ihrer Grundproblematik skizzieren.

Textkonstruktionen

Sucht man nach einem Schlüsselbegriff, der den Unterschied zwischen frühneuzeitlichen und modernen Selbstzeugnissen erfasst, so wird in der Forschung oft das Verhältnis eines Textes zur ‚Öffentlichkeit‘ angesprochen. Der Faktor ‚Öffentlichkeit‘ ist derart wichtig, dass sich die Geschichte der Selbstzeugnisse plakativ einteilen lässt in eine ‚voröffentliche‘ Epoche bis circa 1800 und in eine ‚öffentliche‘ Phase danach (Sloterdijk 1976; Nussbaum 1989). Dies bedeutet zunächst, dass das Publizieren von Autobiographien oder Tagebüchern zu Lebzeiten der Autorin oder des Autors in der Frühen Neuzeit keine gängige Option war. Damit zusammenhängend signalisiert ‚voröffentlich‘ aber auch, dass sich vor dem Ende des 18. Jahrhunderts kein breiter öffentlicher Diskurs über Selbstzeugnisse entwickelte. In der Frühen Neuzeit wurden Briefe in der Epistolographie (Briefsteller) und Reiseberichte in der Apodemik (Reisekunst) theoretisch abgehandelt, während Enzyklopädien und Wörterbücher die Genres der Tagebücher („Journale“) und Memoiren als Teile der Geschichtsschreibung definierten. Man war weit davon entfernt, diese Quellen über die Identität von Verfasser, Erzähler und Akteur zu bestimmen. Erst im Zuge der Aufklärung, als man sich für

Lebensbeschreibungen als Medien der Volks-erziehung interessierte, begegneten Versuche, persönliche „Bekanntnisse“, wie es damals hieß, zu definieren und zu systematisieren (Niggel 1977). Herausgeber begannen über die Glaubwürdigkeit von schriftlichen Selbstdarstellungen, und damit über deren prinzipiellen historiographischen wie moralischen Wert, zu diskutieren. Die heute gängigen Sammelbegriffe ‚Autobiographie‘ oder ‚Selbstzeugnis‘, aber auch die klassische Dreiteilung in Autobiographien, Tagebücher und Memoiren sind Ergebnisse dieser späten Suche nach einer Gattungspoetik um 1800.

Frühneuzeitliche Selbstzeugnisse werden auch heute noch gerne in dieses goethezeitliche Modell der drei autobiographischen Gattungen eingefügt. Das degradiert aber solche Texte zu Vorstufen einer späteren Entwicklung, versperrt den Blick auf erzähltechnische Eigenheiten und schürt Erwartungen hinsichtlich moderner Individualität und Subjektivität, die die Niederschriften nur in wenigen Fällen erfüllen können. Auf der Suche nach einer angemessenen Beurteilung der Texte ist die historische Forschung deshalb davon abgekommen, frühneuzeitliche Selbstzeugnisse über formale Merkmale zu bestimmen. Als inhaltlicher Orientierungspunkt kann stattdessen das Kriterium eines „expliziten Selbst“ dienen. Damit werden Texte erfasst, in denen die Schreiberin oder der Schreiber unmittelbar auf sich selbst Bezug nimmt (Dekker 1996; von Krusenstjern 1997). Diese Definition lässt einen großen Spielraum zu, der es ermöglicht, Reiseberichte ebenso in die Betrachtung einzuschließen wie Kalendernotizen, sofern die Autorin oder der Autor darin über ihr oder sein

Handeln oder Fühlen schreibt. Als gewinnbringend erwies sich in der Forschung überdies der Fokus auf Selbstdarstellungsstrategien in Texten aus dem juristischen Bereich, d.h. in Testamenten oder Verhörprotokollen, wodurch der Bekenntnis- oder Geständnischarakter vieler Selbstzeugnisse deutlich wurde (Schulze 1996; Scheutz 2000). Denn so manche Autobiographie wurde als Rechtfertigungsschrift im Rahmen eines juristischen Verfahrens geschrieben, und Inquisitoren verlangten vom Delinquenten häufig eine schriftliche Rekapitulation des bisherigen Lebens. Tagebuch und Gerichtsprotokoll stehen in der Frühen Neuzeit somit näher beieinander, als es heute erscheinen mag. Aufgrund der jeweils spezifischen Kommunikationssituation ist dennoch grundsätzlich eine Differenzierung zwischen „freiwilligen“ und von außen „erzwungenen“ Selbstzeugnissen ratsam.

Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein blieb der Wirkungskreis von Aufzeichnungen über das eigene Leben vorrangig auf den ‚privaten‘ Bereich der eigenen Familie oder der Klostergemeinschaft beschränkt. Die handschriftliche Tradierung in der engeren sozialen Umgebung verhinderte jenen starken Normierungsdruck, dem für die Veröffentlichung bestimmte Werke ausgesetzt sind. Statt dessen vermischten sich familiäre Schreibtraditionen mit den zahlreichen formalen Anregungen aus benachbarten und verwandten Bereichen der frühen Buchkultur: Tagebuchnotizen orientierten sich z. B. am beliebtesten Medium des gedruckten Schreibkalenders, der die private Schreibdisziplin inhaltlich wie formal kanalisierte (Tersch 2005).

Die Jahrhunderte lange, bis in die Antike zurück reichende Beharrlichkeit, mit der die

schriftliche Selbstdarstellung auf den häuslichen Bereich beschränkt blieb, liegt in ihren familiengeschichtlichen Wurzeln begründet. Schon im Spätmittelalter formierte sich eine Textform, die größere soziale Verbreitung fand, nämlich die so genannten Haus- und Familienbücher („libri di famiglia“, „livres de raison“). Das sind Quellen, die in Europa, und hier vor allem im städtischen Raum, seit dem 14. Jahrhundert in größerer Zahl auftraten. Sie dokumentieren eine familiäre Schreibkultur, an der sich Patrizier, dann Adelige und Handwerker und ab dem 18. Jahrhundert auch bäuerliche Schichten beteiligten. Wohl aus der kaufmännischen Notwendigkeit heraus, den Erfolg des eigenen Handelns laufend zu kontrollieren, schrieben einzelne Familien ihre Schulden, Besitzungen und Ausgaben in Verzeichnissen zusammen, die sie fallweise durch Abschriften von Dokumenten und chronikalische Passagen ergänzten. So bilden Urkunden, Stiftungen, Kauf- und Eheverträge, historische und familiäre Ereignisse wie Geburten oder Hochzeiten die Grundsubstanz dieser Melange aus verschiedenartigen Aufzeichnungen, die von den Schreibern selbst als Memoiren („Ricordi“), Chroniken oder Tagebücher („Journale“) bezeichnet wurden. Ihr Zweck lag meist in der Information für die Nachkommen begründet, die die Texte dann oft über mehrere Generationen hinweg fortsetzten. Darüber hinausgehend setzten die Haus- und Familienbücher bei manchen Schreibern aber auch das Bedürfnis frei, über die eigenen Fähigkeiten und Konflikte etwa beim Aufbau oder Erhalt des Vermögens zu sprechen oder seitenlange Lebensläufe einzufügen, was schon seit dem 15. Jahrhundert häufiger geschah.

Waren die Lebensläufe in den Haus- und Familienbüchern zunächst meist annalistisch aufgebaut, so orientierte man sich im 16. Jahrhundert zunehmend auch an Erzählmustern der humanistischen Biographie: Sie gruppier- te das Leben nicht nur chronologisch, sondern auch thematisch (Velten 1995), wobei antike Formen der Personencharakterisierung den Weg zu einer differenzierteren Selbstanalyse prägten: „Historia“, „Vita“ oder „Kommentare“ sind im 16. Jahrhundert beliebte Titel für Selbstzeugnisse. Jedoch wurde der „eigenen Lebensbeschreibung“ noch eine besondere Qualität zugerechnet, was sich vor allem im Legitimationsbedarf gegenüber möglichen Vorwürfen der Eitelkeit zeigt und nicht selten Anlass zu formalen Fiktionen einer Biographie oder eines Briefes gab. Die zahlreich publizierten Biographien normierten somit die Gestaltung von Selbstbiographien, wozu im weiteren Sinn auch hagiographische Werke und die spirituelle Autobiographie in der Tradition von Augustinus gehörten.

Für alle diese Textformen gilt, dass der Grad an regulierenden bzw. zensurierenden Eingriffen durch die Herausgeber, die als Beichtväter oder Gemeindevorsteher die Niederschrift von „Gnadenberichten“ und „Visionen“ zuweilen schon zu Lebzeiten der Schreiberinnen und Schreiber kontrollierten, besonders hoch gewesen sein dürfte. Das Problem von Überarbeitungen fremder Hand oder gar von „Ghostwritern“ stellt sich damit für die Frühe Neuzeit genauso wie für die moderne Autobiographie. So betont z. B. die heilige Teresa von Avila im Vorwort ihrer „Vida“ (ca. 1565), dass sie ihr Leben anders beschrieben hätte, wenn sie von den Beichtvätern die Er-

laubnis dazu bekommen hätte. Denn im katholischen Raum konnten Selbstzeugnisse auch als Stützen für Heiligsprechungsverfahren dienen. Im Protestantismus nützten vor allem religiöse Dissidenten wie Puritaner, Quäker und Pietisten die Form des persönlichen Bekenntnisses zur Festigung und Ausdehnung ihrer Gemeinden; sie forderten ihre Mitglieder zum Führen von Tagebüchern auf, die vor allem religiöse Regungen und Veränderungen dokumentieren sollten (Nussbaum 1989; Boerner 1969). Angehörige dieser Bewegungen konnten dann damit rechnen, dass ihre spirituellen Autobiographien bald nach dem Tod in Sammlungen zum Vorbild und zur Erbauung veröffentlicht wurden.

Kontextualisierungspunkte

Selbstzeugnisse sind in gewisser Weise Dokumentarfilmen vergleichbar. Es umgibt sie eine Aura von Authentizität, die oft das Produkt raffinierter künstlerischer Erzähltechniken ist. Diese Techniken aufzudecken, ist nicht nur eine Aufgabe der wissenschaftlichen Quellenkritik (Luif 2004). Auch vor dem Hintergrund der heutigen Flut an „Lebensbeichten“ von Politikern, Gelehrten, Künstlern und Kulturschaffenden, mit denen Jugendliche konfrontiert sind, kann die Auseinandersetzung mit Texten, die nicht unmittelbar die eigene Gegenwart betreffen, den kritischen Blick für den Zusammenhang von Zeitströmungen und Schreibstrategien schärfen. Ihre Dekonstruktion bedeutet jedoch nicht, zu einem authentischen Kern vorzustoßen oder kritisch die Nicht-/Repräsentativität eines Selbstzeugnisses zu bestimmen. Es geht dabei vielmehr um die

Entwicklung der Fähigkeit zur Dekonstruktion von Quellen sowie um die eigenständige Analyse von Geschichtsbildern als Lernziel. Um das zu erreichen, sollte der Unterricht auf vorhandenem Basiswissen und Vorinformationen aufbauen, die durch Lehrende oder Editionen bereitgestellt werden können (Rohlfes 2005). Denn die Schwierigkeiten eines Einsatzes von Selbstzeugnissen im Unterricht bestehen weniger in den hohen formalen Hürden des Textaufbaus, sondern vielmehr in deren Kontextualisierung, die sich aus der Vielzahl der im Text vorkommenden Anspielungen und Thematiken ergibt. Abgesehen von der Vermittlung von Orientierungswissen aus Lehrbüchern oder anderen Quellen ließe sich ihre Interpretation daher etwa anhand eines Fragenkataloges erleichtern, der folgende Punkte enthalten könnte:

- Ist die Identität von Verfasser, Erzähler und Handelndem für den Leser unmittelbar erkennbar, ist somit der „autobiographische Pakt“ geschlossen (Lejeune 1994)? Oder werden vom Verfasser Anstrengungen unternommen, diese Identität zu verschleiern, z. B. durch die Form der Historiographie oder des Romans?
- Warum und für wen wurde der Text geschrieben? Will der Schreiber seine Kinder belehren, will er erbauen oder das offizielle Geschichtsbild revidieren? Will er sich selbst erkunden, sich rechtfertigen, oder schreibt er für seinen Nachruhm? Lassen sich neben den expliziten auch implizite Schreibziele herauslesen (Pastenaci 1993)?
- Wie groß ist der zeitliche Abstand zwischen der dargestellten Handlung und der Niederschrift?

- Inwieweit sind Fakten aus herangezogenen Materialien (Akten, Augenzeugenberichte, Geschichtswerke, Zeitungen) verwertet, und inwieweit werden derartige Fakten als selbst erlebt dargestellt?
- Welchen geographischen Blickwinkel umfasst die Erzählerperspektive?
- Was für soziale Verhältnisse kommen in den Blick? Welche Gruppen umfasst die gesellschaftliche Vernetzung des Schreibers und welche Rollen (als Kind, Elternteil, Politiker, Bürger usw.) dominieren im Text?
- Wo knüpft die Erzählung zeitlich oder thematisch an (bei der Geburt, der Eltern- oder Großelterngeneration, an bestimmten historischen Ereignissen etc.)?
- Welche Ereignisse lassen sich als Lebenssäuren herausarbeiten?
- Sind bestimmte Lebensabschnitte ausgeklammert oder nur cursorisch abgehandelt, andere besonders plastisch herausgearbeitet? Sind die Ereignisse chronologisch fortlaufend erzählt oder werden sie thematisch gruppiert?

Je nach der zur Verfügung stehenden Unterrichtszeit ließen sich diese grundsätzlichen Gesichtspunkte und Anstöße zur Interpretation erweitern oder vertiefen, wozu vor allem gut kommentierte Editionen herangezogen werden sollten. Dabei ist aber stets zu bedenken, dass die Erschließung frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse sogar für Wissenschaftler häufig eine jahrelange und mühevoll Aufgabe ist, die sich nicht immer befriedigend mit Handbüchern und Lexika in Bibliotheken erfüllen lässt. Sie ist daher auch Schülern nicht oder nur bedingt zuzumuten, zumal wenn man Werke besprechen will, die nicht dem gängi-

gen Kanon entstammen. Ihre Recherchen auf die Rekonstruktion der Überlieferungsgeschichte zu konzentrieren bzw. zu beschränken ist sinnvoller als Orts- oder Personenidentifikationen zu veranlassen, die oft umfangreiche Spezialkenntnisse verlangen. Die Anzahl an neueren kritischen Ausgaben, die sich gut im Unterricht einsetzen lassen, entspricht bedauerlicherweise nicht ganz dem Elan, mit dem sich die Forschung in den letzten Jahrzehnten der Sammlung und Analyse von autobiographischen Texten gewidmet hat. Besonders gelungene Beispiele, Selbstzeugnisse auf einem hohen editorischen Niveau und doch unter Beachtung breiter Leserkreise herauszugeben, findet man in Bänden der Reihe „Selbstzeugnisse der Neuzeit“ (1993 ff.), die einzelne Aufzeichnungen von Angehörigen bisher vernachlässigter Schichten (etwa von Bauern, Söldnern oder Kannengießern) enthalten, oder in der ansprechenden Textsammlung von Magdalene Heuser (1996) zu bisher wenig bekannten Selbstzeugnissen von Frauen.

Kindheitsgeschichten

Nicht in jeder historischen Epoche finden sich dieselben Rahmenbedingungen, innerhalb derer persönliche Erfahrungen verschriftlicht werden konnten. Literarische Moden geben Modelle zur Konstruktion der Biographie vor, einzelne Institutionen oder Gesellschaftsgruppen favorisieren bestimmte Modi des Sagens und Schreibens, welche die Selektion alltäglicher oder besonderer Ereignisse mitprägen (Hahn 1987). Der stete Wandel jener Persönlichkeitsbilder, die eine Gesellschaft toleriert oder tabuisiert, lässt sich besonders gut an den

Einleitungen und Vorreden ablesen, mit denen Schreiberinnen und Schreiber ihre Beschäftigung mit sich selbst begründen und verteidigen. Sie bitten in diesen „Paratexten“ vor allem in der Frühen Neuzeit immer wieder um jene Sprecherlaubnis, die ihnen ihre Leserschaft zunächst zu verweigern scheint (Holdenried 2000). Vor allem der autobiographische Diskurs der Aufklärung, der genau zu bestimmen versuchte, welche Bekenntnisse einer größeren Öffentlichkeit zumutbar waren oder nicht, erhöhte den Legitimationsdruck.

Das sei hier dargelegt am Beispiel der thüringischen Arztgattin Friderika Baldinger (1739–1786), die ihrer Autobiographie nicht weniger als drei Vorreden vorangestellt hat. Sie wählte die Form einer Gelehrtenvita nach dem Vorbild einer jener biographischen Sammlungen „bedeutender Männer“ (*viris illustris*), an denen auch ihr Ehemann arbeitete. Im Vorwort überreicht Baldinger ihrem Mann den kurzen Lebensabriss als Geburtstagsgeschenk, womit sie an die Tradition der Familiengeschichtsschreibung anknüpft (Meise 1996). Das Werk ist zunächst ein rein innerfamiliäres Kommunikationsmedium zwischen den Eheleuten, der Prolog spiegelt in der Sublimierung der Geschlechterbeziehungen zur Seelenfreundschaft aufklärerische Konzepte des Zusammenlebens wider. Aspekte wie Leidenschaft oder eheliche Untreue bleiben in Baldingers Autobiographie anders als in ihren Briefen ausgeklammert.

Neben Ehemann und Kindern spricht die Thüringerin in ihrem Vorwort jedoch auch einen anonymen „Leser“ an. Sie betont, dass sie eine Drucklegung ihrer Arbeit als eitel und unbedeutend ablehne, die letzte Entscheidung darüber jedoch ihrem Ehemann überlasse. Das

geschah wohl vor dem Hintergrund, dass Männer damals die Veröffentlichung von Selbstzeugnissen ihrer Gemahlinnen durchaus begünstigten, sofern mit diesen Texten auch ihre eigenen Fähigkeiten als gelehrte Erzieher und „Aufklärer“ ihrer Frauen herausgestrichen wurden. Wie bei der Entstehung und Verbreitung von religiösen Bekenntnissen ist demnach auch innerhalb des familiären Bereichs mit Eingriffen und Zensuren des Ehepartners zu rechnen, vor allem wenn dieser nach dem Tod für eine Verbreitung des Textes sorgte (Kormann 2004; Heller Mendelson 1996). Dem posthumen Druck von Baldingers „Versuch über meine Verstandeserziehung. An einen meiner Freunde“ (1791) ist eine Widmung von Sophie von la Roche (1731–1807), einer Freundin der Verfasserin, vorangestellt, in der diese sich als bevollmächtigte Verwalterin von Baldingers Gedanken legitimiert und den Nutzen des Werkes als Vorbild für andere Frauen betont. Vor allem diese dritte Vorrede gibt einen Einblick in die ungleich verteilten Überlieferungsbedingungen autobiographischen Erzählens. Sie lassen im Unterricht den Aspekt diskutieren, welcher Strategien und Anstrengungen es im 18. Jahrhundert für Angehörige einzelner Gesellschaftsgruppen (wie Frauen oder Bauern) bedurfte, damit ihre Stimmen als Zeitzeugen nicht verloren gingen. Im Falle der Friderika Baldinger ist es die Demonstration der Macht sittlicher Erziehung, die ihre Geschichte für breitere Leserkreise interessant machte. Wie eine soziale Programmschrift beginnt dementsprechend der Lebensentwurf der Thüringerin.

Die gelehrte Thüringerin Friderika Baldinger (1739–1786) beschreibt ihren Bildungsweg (Heuser 1994: 15 f.)

Die Geschichte meines Verstandes soll ich aufzeichnen? Als ob ich so viel Verstand hätte, daß sich es der Mühe verlohnte seinen Gang nachzuspähen. Ich gebe sie nicht als eine solche, sondern als Beitrag meiner Erziehung, in so fern diese auf meinem ganzen Character ihren Einfluss hat.

Mein Vater starb, eh ich ihn noch kannte. Wenn der Verstand erblich wäre, so hätte ich von diesem, nach allen Beschreibungen sehr weisen und verständigen Manne, welchen erben können. Vielleicht hat er mir die Fähigkeit hinterlassen, den Verstand anderer zu empfinden, und davon Gebrauch zu machen. Ich für mein Theil glaube aber an kein Erbtheil dieser Art.

Meine Mutter war die rechtschaffenste Frau die ich je gekannt habe. Aber in allem Verstande Frau, die sich weiter durch nichts auszeichnete.

Sie erzog mich nach ihren Einsichten, fromm und christlich. Aber alle ihre Lehren könnte ich unter folgende Wörter bringen: Fromm und Keusch must du seyn.

Den Eindruck welchen diese so wichtige Lehren auf mich machten, habe ich in der Folge mein ganzes Glück zu verdanken gehabt.

Man wird aber ohne mein Erinnern daran denken, daß sie auf meinen Verstand weiter keinen Einfluss haben konnten.

Meine Mutter verlor durch den Krieg ihr ganzes Vermögen – sie konnte daher auf meine Erziehung nichts wenden. Wie viel die Geistes-Kräfte unter solchen niederschlagenden Umständen gewinnen, giebt die Erfahrung. Ich fühlte nur gar zu schmerzlich, daß es viele meines gleichen besser hätten als ich. Daß unvernünftige Menschen mir jene vorzogen, dies machte, daß ich mich schon als Kind in meine Stube zurückzog, um mich nicht verachten zu lassen. Aber dadurch entgieng mir aller Vortheil welchen der Verstand aus Menschenkenntniß ziehen kann, und ich muß mich daher oft über mich selbst wundern, wie es möglich gewesen ist, daß ich Menschen

habe gefallen können, da ich so wenig wuste wie man ihnen gefallen müsse.

In meiner Vaterstadt lebte noch eine Vaters Schwester von mir, die Frau eines alten geschmacklosen Arztes. Sie hatte viel Verstand, und auch Wiz, und ich als Waise und Bruders Tochter machte, theils aus Mitleid, theils aus Pflicht, fast immer ihre Gesellschaft aus; auch weil sie selbst keine Kinder hatte; und ich lustig war; ihre Einfälle schon verstehen und darüber lachen konnte. Diese Frau hätte Einfluss auf meinen Verstand haben können, wenn der Ihrige selbst besser ausgebildet gewesen wäre; sie hatte aber niemals etwas kluges gelesen, und die Zeiten in welchen sie jung gewesen war, waren noch nicht die vortheilhaftesten für die weibliche Erziehung.

Sie las daher alles was ihr geschmackloser Mann eben hatte: als Gespräche im Reiche der Todten, Gespenstergeschichten, den Hinkenden-Bothen etc. weil sie gern las. Ihr Mann aber hielt noch alle Gelehrte Zeitungen, und ich kriegte oft eins auf die Finger, wenn ich unter seinen Armen weg, zuerst nach dem Göttingischen Gelehrten Anzeigen griff, weil sie sich am vortheilhaftesten für mich, durch ihr saubres Drukpapier auszeichneten, denn damals hielten die Göttinger noch etwas drauf.

Die Anzeigen so mancher kleinen Umstände von Gelehrten, ihre Beförderung, Todesfälle etc. hatten auf mich eine besondere Wirkung. Ich verglich diese Nachrichten mit denen Anzeigen im Hinkenden-Bothen von Königen und Kaysern, und kriegte damals den ersten Respect für die Gelehrsamkeit, weil gelehrten Männern eben so viel Ehre wiederfuhr wie denen Potentaten der Erde.

Ihre Kindheitserinnerungen sind sprachlich wie inhaltlich kommentarbedürftig. Begriffe wie „Potentaten“ oder Eigennamen von Publikationen wie der „Göttinger Anzeiger“ oder der „Hinkende Bote“ müssen von den Schülern erst erarbeitet werden. Die interessante Anspielung auf Vererbungslehren ist ohne die



Titelblatt des Erstdrucks der Lebensbeschreibung von Friderika Baldinger, Offenbach 1791

Erläuterungen durch die Herausgeberin kaum noch nachvollziehbar. Trotzdem lässt sich die Autobiographie gut in den Lernstoff einbinden, wenn in Verbindung damit etwa die friderizianischen oder die thesesianischen Schulreformen behandelt werden. Denn Selbstzeugnisse sind auch wichtige Quellen innerhalb ei-

ner Geschichte von Erziehung und Kindheit. Wie keine anderen Überlieferungsträger geben Autobiographien oder Kindertagebücher Anlass zu Hypothesen über die Entwicklung der Emotionalität innerhalb von Eltern-Kind- oder Lehrer-Schüler-Beziehungen (Pollock 1983; Frenken 1999). Sie behandeln oft breit außerinstitutionelle Bildungsmöglichkeiten oder Generationenkonflikte, Letzteres mitunter auch sehr offen, bis hin zum Thema der körperlichen Züchtigung. Baldinger erwähnt keinen Schulbesuch. In ihrer Autobiographie wird das Lesen zum Ersatz für mangelnde häusliche oder schulische Bildungsmöglichkeiten (Meise 1996). In der zeitgenössischen Literatur, die sie nennt, aber auch in einer humoristischen Darstellung der langweiligen pietistischen Bibellektüre instrumentalisiert sie die Form der Gelehrtenbiographie zur Vermittlung eines gesellschaftlichen Reformprogramms, das die aufgeklärten Bildungsmaßnahmen in den obrigkeitlich schwer zu erfassenden Bereich der Familie hineinragen will. Die Religion dient als negative Schablone zur Bildung, obwohl sie in der gleichzeitigen Abwertung der körperlichen Liebe oder in der Metapher von der Erweckung durch einen „Strahl der Erkenntnis“ weiterhin präsent ist. Baldinger entwickelt ihr Erziehungsideal durch die Darstellung von Beziehungen innerhalb des Familienverbandes, indem sie sich von der „unaufgeklärten“ Elterngeneration abgrenzt und ihren Bruder als wichtigen Lehrer bezeichnet, der ihr Bücher vermittelt, sie zu einem natürlichen Schreibstil auffordert und ihr Zugang zu den Gelehrten ihrer Zeit verschafft. Die Standesloyalität durchkreuzt somit die familiäre Identität. Die Autobiographie zeigt nicht

so sehr die Empfindungen eines wissbegierigen Kindes als die Ambitionen einer Erwachsenen, die mit ihrem Text auf die Gesellschaft einwirken will.

Frühneuzeitliche Selbstzeugnisse stehen heute als Kronzeugen im Mittelpunkt einer Individualisierungsdebatte, die sich allerdings häufig an der modernen Vorstellung von einem ‚autonomen‘, sich von gesellschaftlichen Bindungen lösenden Subjekt orientiert. Von dieser vielschichtigen Diskussion könnten im Unterricht einzelne Facetten eingebracht werden, wie die Frage nach der im Selbstzeugnis zum Ausdruck gebrachten Suche nach bestimmten Rollenbildern und Zeitauffassungen. Gelehrtenbiographie und Bekenntnis sind der formale Rahmen, innerhalb dessen sich Baldingers Lebensmodell entfalten soll. In einer markanten Abkehr von der traditionellen Familiengeschichtsschreibung streift sie ihre sechs Kinder allein im Zusammenhang mit ersehnten Ruhepausen, die ihr Zeit zum Lesen gaben. Das Rollenbild der Mutter oder Erzieherin sind für diese Schreiberin demnach keine zwingenden biographischen Konstanten. Vielmehr schildert sie sich als asketische Gelehrte und Heilige, im Bewusstsein, dass beide Maßstäbe an ihren sozialen Möglichkeiten vorbeigingen. Individualität äußert sich dementsprechend in der religiösen Orientierung bzw. in der Abkehr sowie der Nicht-Erfüllung von religiös oder literarisch geprägten Gesellschaftsmustern. Außerdem deklariert sich Baldinger in ihrer Kindheitsgeschichte als Betroffene des Siebenjährigen Krieges und seiner Auswirkungen auf die Bildungschancen einzelner Bevölkerungsschichten. Die militärischen Ereignisse sind der Schreiberin im Rück-

blick jedoch nur einen dünnen Satz wert, der weniger wiegt als etwa die breite Erzählung über die schlechte Lektüre ihrer Tante. Baldingers Bewertung bildet einen Kontrast zur Bedeutung der militärischen Ereignisse in herkömmlichen Schul- und Lehrbüchern, wodurch sich die Bedingtheit der jeweiligen Perspektive – der Autobiographin wie der Schulbuchautoren – herausarbeiten lässt. Im Mikrokosmos des essayistischen „Versuch(s) über meine Verstandeserziehung“ fehlen Jahresangaben und eine genaue Chronologie. Das offizielle lineare Kalendersystem ersetzt Baldinger durch eine zyklische Ordnung, die sich wechselnden Zeiten des Lesens und des Nichtlesens (Epple 2003). Selbstzeugnisse fordern derart zur reflektierten Auseinandersetzung mit verschiedenen Ebenen des historischen Bewusstseins auf.

Konfession und Krieg

Für die Autoren frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse war der Bezug zu ‚ihrem‘ Gott von entscheidender Bedeutung. Vor allem Tagebücher dienten häufig der Selbstvergewisserung und der Rechenschaftslegung des ‚Individuums‘ vor Gott, der Weg zum eigenen ‚Ich‘ führte über die Gotteserkenntnis. Während bei den Katholiken die Beichte, das mündliche Bekennen von Sünden, den Prozess der Selbstbeobachtung und der Selbsterkenntnis wesentlich förderte, verfolgten die Protestanten den durch intensive Bibellektüre begleiteten Weg der Verinnerlichung und Selbstreflexion. Ein Hilfsmittel dabei stellte das Verfassen von Aufzeichnungen dar, die dazu verhelfen sollten, die eigene Position innerhalb der Welt besser zu erken-

nen und sich Rechenschaft über sein Tun abzulegen.

Ein Beispiel dafür stammt von dem in der Nähe von Ulm wohnenden protestantischen Bauern- und Schuhmacher Hans Heberle (1597–1677), der von 1618 bis 1672 ein fortlaufend chronikalisch geführtes „Zeytregister“ verfasst hat. Als äußeren Anlass für sein Schreiben nennt der Chronist den Ende des Jahres 1618 erschienenen Kometen, der in Gestalt „einer grossen und schrecklichen rutten“ kommandes Unheil – den Dreißigjährigen Krieg – ankündigte. Heberle bezieht sich damit auf eine seit der Antike geläufige Tradition, welche die Kometen als Vorzeichen („Prodigien“) kommenden Unheils, als „Zornruten Gottes“ interpretiert. Die schwedischen Truppen wurden zwar aus der Sicht der ländlichen Bevölkerung anfänglich als willkommenen „Befreier“ und als ein Gegenpol zur katholischen Macht der Bayern und des Kaisers wahrgenommen, doch mit Fortdauer des Krieges kristallisierte sich immer stärker ein Antagonismus zwischen den ständig auf Beutezügen befindlichen Soldaten und der um ihr Gut und Leben fürchtenden Landbevölkerung heraus. Die Soldaten lagen den Bauern – nach einem zeitgenössischen Bild – „auf dem Hals“, wie auch Hans Heberle im Jahr 1646 anlässlich der 23. Flucht von seinem Heimatdorf Neenstetten (19 Kilometer nördlich von Ulm) in die sichere, wenn auch durch Flüchtlinge stark beengte Reichsstadt Ulm berichtet. Seine Chronik reflektiert die Zeitereignisse, die er zusätzlich zum eigenen Erleben über Flugblätter und mündliche Nachrichten in Erfahrung brachte. Der Chronist Hans Heberle berichtet im Sinne einer ständigen Selbstvergewisserung in einer

Der Schuhmacher und Bauer Hans Heberle (1597–1677) beschreibt den Dreißigjährigen Krieg (Zillhardt 1975: 207 ff.)

Dan am 16 tag Augusti [1646], am sonntag frie, ist ein schwedische partey zu Göttingen eingefallen. Die haben alle roß da weggenommen. Da ist ein großer lerm gewesen, und haben sich vast alle fleckhen auffgemacht mit reiten und lauffen und den selbige reiter nachgesetzt, ihnen die pferdt wider abzuzeigen. Da sindt vüll bauren zusammen komen, man und knecht, wie auch etliche amptleit und der junckher Ehinger und sein reitknecht von Altheim. Da haben die bauren ein hertz gehabt, weill sie die amptleit und den junckher Ehinger bey ihnen gehabt, und dapffer auff die reiter zugeriten, und bei Walthausen im Albuch sie ereylet und mit ihren bixen auf sie geschossen.

[...]

Nach disem lermen ist ein große forcht und schreckhen im landt worden, das wir unß leichters die rechnung kenden machen, es sey nemer mehr lang bleibens und möchte bald ein flucht geben. Darumb saumbten wir unß nicht lang, das wir die frucht nach der stat fiehrten. Aber das fahren wehret nit lang und ist aus geweßen.

Den 22 tag Augusti ist die gantze landschafft nach Ulm gewichen mit weib und kindt, roß und vieh, da die frucht der mehr theil noch auff dem feld gestanden. Aber die not hat kein gesatz, sie ligt und ist unß auff dem halß, freündt und feindt, die mögen mir nit erwarten. Das ist die 23 flucht.

Den 25. Augusti sind die Schwedischen auf Schorndorff komen und haben es eingenomen und die Bayrische und Keysserischen müessen weichen.

[...]

Als nun der Keysser und Bayrfürst dem feindt keinen widerstandt mehr kundt thon, auch der stat Ulm kein hilff kan von ihnen geschehen, da haben sie müssen den Schweden und die Francoßen zu feinden haben. Aber unsere heren haben die neiteralitet angenommen, und haben freündt und feindt auß und einreiten laßen, wiewoll wenig Keysserische in die stat Ulm komen, dan sie haben sonst gnug mit ihren feindten zu thon.

Der Schwedischen aber sindt alle tag etliche hundert in die stat komen einzukauffen, dan hab es selbs gesehen. Dan wir ligen eben diß mall in der stat, aber nit gern.

sich stark verändernden Welt ausführlich über die kriegsbedingten Ereignisse seiner Umgebung sowie über sein Leben als Bauer und als Schuhmacher, die Geburten von Kindern oder andere besondere Ereignisse in seinem Leben. Neben die grundherrschaftliche Obrigkeit, die Kirche und die durch Selbstorganisation geprägte Gemeinde trat damit vor allem der Krieg als ein von Heberle durch das Schreiben der Chronik zu verarbeitendes Ereignis: Zwischen 1630 und 1650 verfasste er im Durchschnitt rund elf Seiten pro Jahr, die Schreibmotivation sank dagegen in den Friedenszeiten zwischen 1652 und

1672 auf nur mehr zwei Seiten jährlich. Der in der Familie weitertradierte Text lässt mehrere Bearbeitungsstufen erkennen. So nummeriert der Chronist nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die insgesamt 28 Fluchten, also das „Einfliehen“ in die nahe gelegene Reichsstadt, durch, was belegt, dass gerade die Flucht für die in ihrem Agrarzyklus verhafteten Bauern als besondere Belastung empfunden wurde. Ungeachtet solcher Erfahrungen tritt der Chronist in diesem Text selbst nur schemenhaft in Erscheinung, was kennzeichnend ist für diese Art von Quellen; bei manchen Chroniken bleibt der

Verfasser überhaupt anonym und kann auch durch versteckte Hinweise im Text nicht ‚entdeckt‘ werden. Denn Autoren wie Heberle verstanden sich nicht als isoliertes Ich, sondern als Teil eines Kollektivs; sein Schreiben vermittelt uns nicht so sehr Einblicke in seine Individualität, sondern vielmehr in das Selbstverständnis einer in ihrem Lebensnerv durch die Soldaten bedrohten Gruppe der ländlichen Grundbesitzer. Das Erleben des Dreißigjährigen Krieges aus der Nähe und die Erkenntnis, dass sich kaiserliche und schwedische Soldaten in diesem vordergründig konfessionellen Krieg ähnlich verhielten, veranlassten Heberle 1650 zu einem bitteren Resümee: „Dan wo krieg ist, da ist Gottes straff und zorn, da geht alles ubereinander. Es ist kein laster, das bey kriegszeiten nit gevohr geht [hervorkommt]: huren und buben, freßen und sauffen, rauben und stehlen, brinnen und morden, jammer und not, hunger und kumer, theürung und kranckheit, in suma alle straffen und plagen“ (Zillhardt 1975: 237). Der primäre Bezug des Texts ist somit ein religiöser, die Kriegshandlungen sind von Gott gesandt. Autobiographische Teile (Angaben zur Person, Interpretationen der Zeitläufte) werden von der Schilderung des Chronikalischen überdeckt. Die Zerrüttung der Welt leitet auch im Fall Heberles die Selbstvergewisserung durch das Schreiben, doch zweifelte er die Autorität und Gerechtigkeit des strafenden Gottes keineswegs an, sondern interpretierte die Kriegseignisse sowie die mordenden und plündernden Soldaten als eine Art apokalyptische Plage (vgl. Scheutz 2001).

Familie – Haus – Haushalt

Die seit dem Spätmittelalter gebräuchlichen und vorwiegend für die eigene Familie bestimmten Haus- und Familienbücher wurden oft von mehreren Generationen als Erinnerungsträger für Todesfälle, als Geburten-, Tauf- und Hochzeitregister sowie als Medium benutzt, um Haus und Hof betreffende Besonderheiten aufzuzeichnen. Neben dem genealogischen Interesse motivierte die Schreiber der Haus- und Familienbücher auch die Sorge um die agrarische Wirtschaft, indem etwa die Auflistung von Einkünften und Schulden, Ertragsverzeichnisse von Feldern, Wetter und Wettervorhersagen und Ähnliches darin „verbucht“ wurden. Familienbezogenes und die ökonomische Reproduktion wurden hier parallel gesetzt, neben die Familie trat die in ihrer Funktionalität lebensnotwendige Hauswirtschaft. Der „Nachfolger“ und Fortsetzer der Aufzeichnungen erhielt mit der „Übernahme“ des Familienbuches somit auch eine Vergleichsmöglichkeit bezüglich der Preise oder der Fruchtbarkeit von Feld und Tieren.

Das „Schreibebuch“ der wohlhabenden märkischen Erbpächterfamilie Caließ (im brandenburgischen „Neuholland“) bringt Eintragungen der beiden gleichnamigen Besitzer eines Bauernhofes zwischen 1772 und 1841, wobei viele der nicht fortlaufend geführten Notizen keine Datumsangabe tragen und damit zeitlich nicht zuordenbar sind. Das gewählte Beispiel zeigt das chronologisch ungeordnete Nebeneinanderstellen von Eintragungen über Todesfälle, Unwetterkatastrophen, bauliche Neuerungen, die Rekrutierung eines Familienmitgliedes, Hochzeiten, Kriegseinwir-

Das „Schreibebuch Caließ“ – Johann Christian Caließ sen. und jun. berichten über ihre tägliche Arbeit, ihre Familie und die Ereignisse in ihrer Umgebung

Den 17. ist Mein alter Fetter Johann Friderich Calies gestorben und den 20 ten begraben; sein alter 75 Jahr 10 Monat und 13 Tage, 1816 im september.

Den 11. Juli hat das gewitter bei der Witwe Kernniten Eingeschlagen in den Kuhstal, 1813, nachmittag 4 Uhr.

Den 21. selben mohnaths habe ich Ein neuhe Kripe in Pferdestal, eine Eichen, reingebracht; sie kostet 6 r kurand.

Den 17. April ist der schultze Kernnitz gestorben, 1813.

Den 25. Mertz ist mein schwager soldat geworden; sein Name Johann Friderich Jansen, 1815.

Den 5. Janniwari ist meine schwegerin ihre hochzeit gewesen. Ihr Man heist Schlöweke, ein schiffer in Zedenik, sie heist Maria Hinrieta Jansen, 1813.

Den 20. Februari sind die Rusen in Oranienburch gekommen, 6 000 Mann, 1813.

Mein alter Fetter Johann Heinrich Calies ist gestorben im Jahr 1815, den 21. Februari; sein alter ist gewesen 62 Jahr und Etliche monad.

Den 24. und 25 ten may Anno 1781 ist Alles Ferfruren; habe das Jahr gekoft:

Erstens 12 scheffel Rogen, scheffel 1 thl [Taler] 8 g [Gramm], m[acht] 16 thl.

2 tens 16 scheffel Fur 22 thl 9 g, Rogen.

3 tens 7 scheffel Rogen Fur 10 thl 12 g.

4 tens 20 scheffel Roggen Fur 25 thl.

5 tens 9 scheffel Rogen Fur 10 thl 21 g.

6 tens 1 sach Mehl Aus Berlin Fur 5 thl.

7 tens 8 scheffel haber Fur 5 thl 8 g.

8 tens 6 scheffel haber Fur 4 thl. 18 g.

The image shows a handwritten ledger page with two columns. The left column contains entries about butter and cheese sales, including dates, quantities, and prices. The right column contains a list of names and amounts, possibly representing a list of customers or transactions. The handwriting is in a cursive script typical of the 18th or 19th century.

Aus: Schreibebuch Caließ. Eintragungen des älteren Johann Chr. Caließ über Butter-/Käseverkauf, Quellentext S. 110-111; StAP, Pr. Br. Rep. 7, Amt Liebenwalde Nr. 72/1, in: Peters/Harnisch/Enders: 116.

9 tens 4 kahn heu [von der] Oder, M[acht] 206 thl 8 g 3 d [Pfennig].

10 tens 25 thl Wisen Angenommen.

11 tens 2 und Einen halben stein Flacks fur 6 thl 2 g.

12 tens 2 schock stroh Aus Zedenick, 10 thl.

13 tens 6 scheffel Rogen Fur 9 thl.

14 tens 1 scheffel Weitzen Fur 1 thl. 17 g.

15 tens 3 Mandeln stroh, 4 thl. 12 g.

16 tens 6 Metzen lein, 1 thl 18 g.

17 tens 2 scheffel Gerst, 2 thl 8 g.

18 tens 5 scheffel Knudeln [Erdäpfel], 2 thl 8 g.

Summa 368 thl. 13 g 3 d.

1781: 12 scheffel Rogen gekoft, scheffel 1 thl 8 g,

16 thl; 16 scheffel sat-Rogen gekoft Fur 22 thl. 9 g.

Daß Bluth Jesu Christi, des Sohnes Gottes, Wasche und Reinige dich durch daß Badt der Heiligen Tauffe von Allen Deinen sünden; daß wünschet von Hertzen deine getreue Tauffzeugin Dorotea Elisabet Heinrichen, Fereligte Calleisen. Neuholland, den 17 ten August 1783.

kungen der Napoleonischen Kriege und Anschaffungen von Getreide, Heu, Stroh und Erdäpfeln. Der Einbruch der ‚großen‘ Geschichte in die ‚kleine‘ ländliche Welt wird angedeutet, wenn die Einquartierung von Soldaten im Zuge der Napoleonischen Kriege zwar lapidar vermeldet, aber nicht in den Konsequenzen für die Bewohner dieses Landstriches ausgeführt wird. Den Abschluss des hier wiedergegebenen Textauszuges bildet die Wiedergabe eines Segens anlässlich einer Taufe, (hier kommt auch die Taufpatin zu Wort). Das „Schreibebuch“ hat also vielfältige Funktionen. Einerseits war es eine karge Gedächtnisstütze für die anfallenden Geschäfte (etwa den Neubau eines Backofens, Hausreparaturen usw.) und die beträchtliche bäuerliche Ökonomie der Familie Caließ; das „Schreibebuch“ diente demnach als Arbeitsjournal, Hauschronik, Bilanz- und Quittungsbuch und Speicher von Arbeits-

erfahrung (Peters 2003). Andererseits repräsentierte es aber auch die durch Religion geprägte und männlich dominierte Familientradition. Dem Vorwurf des unnützen, weil die Ökonomie des Hauses nicht fördernden Schreibens begegneten die Verfasser häufig mit dem Anspruch, all das aufzuschreiben, was den Bewohnern des Hauses widerfahren sei. In diesem Sinne zwang das Vorhandensein eines „Schreibebuches“ mitunter den Nachfolger zur Fortführung der Tradition und verpflichtete ihn, sein Tun in Relation zum Handeln des Vorgängers zu setzen.

„Schreibebücher“ berichten oft nur wenig vom Alltagsgeschehen auf den Höfen. Auch die Frauen der Verfasser tauchen im „Schreibebuch Caließ“ etwa nur anlässlich der Hochzeit auf, das tägliche Miteinander der Eheleute findet dagegen, ebenso wie die Reflexionen der Verfasser über ihr Leben, keinen Eingang in die Aufzeichnungen. Ebenso wenig kommentieren die Verfasser die (politischen) Ereignisse in ihrer Umgebung, sondern vermerken nüchtern und scheinbar emotionslos die Wellentäler und -kämme im Leben ihrer Familie und ihrer Nachbarn (Geburten, Unfälle, Todesfälle usw.).

Neben der von der Umgangssprache geprägten Orthographie (etwa „mohnat“ für Monat oder „Janniwari“ für Jänner) bieten im ausgewählten Beispiel vor allem die Maßangaben, die Angaben von Gewichten und von Währungen Verständnisprobleme bei der Interpretation dieses „Schreibebuches“. Ein „Scheffel“ (ein Hohlmaß) fasste damals in „Neuholland“ rund 55 Liter; das Zahlwort „Schock“ dagegen bezeichnet eine Zählereinheit von 60 Stück. Die lapidaren und neutralen Einträge

machen zudem die Textanalyse nicht leicht, weil der Schreiber kaum Wertungen mitliefert. Es bedarf beispielsweise eines größeren Aufwandes um zu erkennen, ob die nach dem Frost von 1781 angekauften Getreidesorten infolge der Witterungsverhältnisse teuer waren oder nicht. Auch die Form der Finanzierung dieser Einkäufe und eventuell dadurch entstandener Belastungen des Hauses bleiben im Dunkeln. Caließ verliert außerdem kein Wort der Klage über diese für ihn doch beängstigende Witterungslage. Oft muss daher das Ungesagte, das beiläufig Erwähnte bei der Interpretation solcher Texte mitberücksichtigt werden.

Resümee

Die vielfältigen Formen frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse, deren Bandbreite Kalendereinträge, Briefe und Tagebücher ebenso beinhaltet wie chronikalische Aufzeichnungen, themenbezogene Erlebnisberichte usw., machen einheitliche Interpretationen dieser Textgattung schwer. Während die ältere Forschung solche Texte vor allem als Quellen der Alltagskultur und der schichtenspezifischen „Lebenswelten“ der Vormoderne heranzog und häufig auch nur die aus der Sicht des Bearbeiters „interessanten“ Stellen in Editionen aufnahm, versucht die neuere Forschung den jeweiligen Selbstzeugnissen in ihrem gesamten Umfang gerecht zu werden. Mentalitäts- und anthropologiegeschichtliche Erkenntnisinteressen (etwa hinsichtlich des Selbstbildes und der Selbstcharakterisierung des Verfassers) rückten in den Vordergrund. Die Darstellung der im Text behandelten Geschlechterrollen, des expliziten

und impliziten Ich-Bezugs des Schreibers, erlangte deutlich die Oberhand vor lebensweltlichen Auswertungen. Die Autoren gewannen so neben ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht, Arbeitswelt und Kultur auch hinsichtlich der in den Texten manifesten Wahrnehmungsmuster ihrer Körper oder ihrer Emotionen und Gefühle an Profil.

Dennoch bleiben die Autoren der Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit auffällig blass. Sie sprechen in ihren Texten zwar viel von ihrer Umgebung und von Kriminalfällen, Unwettern, Hungersnöten oder Kriegsereignissen, aber sich selbst, ihre ‚Individualität‘ thematisieren sie nur wenig. Ausdrucksformen der Zuneigung (zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern) werden nur selten angesprochen. Selbst Schreiberinnen von Haus- oder Familienbüchern vermerken meist nur außergewöhnliche Situationen: Der Tod eines Kindes wird scheinbar ungerührt in die Chronologie der Ereignisse eingereiht, die Todesnachricht meist mit dem ebenso lapidaren wie tröstenden Vermerk „Gott verleihe dem Kind eine ‚fröhliche‘ Auferstehung“ versehen (Scheutz/Tersch 2003). Die geleistete Trauerarbeit findet nur selten Eingang in die Texte. Dies hängt auch mit der Schreibintention der Verfasser und Verfasserinnen solcher Selbstzeugnisse zusammen: Sie wollten mit ihrem Schreiben – meist im Zusammenhang mit existenziellen Lebenssituationen – vor allem Zeugnis der Zeitläufe ablegen. Erst während des 17. und vor allem im 18. Jahrhundert wendet sich in einem langsamen Prozess der verschriftlichte, lebensweltliche ‚Blick‘ stärker nach innen, indem auch Emotionen und Gedanken im Sinne einer zunehmenden Psychologisierung des ‚Ich‘ vermehrt Eingang

in die Selbstzeugnisse finden. In der Zeit vorher aber zeigen solche Quellen vor allem das soziale Gefüge, innerhalb dessen sich der Verfasser der Texte bewegte. Sie verdeutlichen somit – meist erst nach genauer Interpretation der Texte – die Handlungsspielräume einer Vielzahl von Menschen, die häufig keine Erwähnung in den gängigen Lehrbüchern fanden.

Literatur

Editionen

- Bräker, Ulrich, *Der arme Mann im Tockenburg* [zahlreiche Ausgaben].
- Heuser, Magdalene (Hg.), „Ich wünschte so gar gelehrt zu werden“. Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts. Texte und Erläuterungen. Göttingen 1994.
- Peters, Jan, *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie.* Köln–Weimar–Wien 2003.
- Peters, Jan/Harnisch, Hartmut/Enders, Lieselott, *Märkische Bauerntagebücher des 18. und 19. Jahrhunderts. Selbstzeugnisse von Milchviehbauern aus Neuholland.* Weimar 1989.
- Pfotenhauer, Helmut, *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes.* Stuttgart 1987.
- Scheutz, Martin/Tersch, Harald, *Trauer und Gedächtnis. Zwei österreichische Frauentagebücher des konfessionellen Zeitalters. Das Gerasche Gedächtnisbuch (1597–1611, 1647–1653).* Wien 2003.
- Zillhardt, Gerd, *Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung. Hans Hebereles „Zeytregister“ (1618–1672). Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium. Ein Beitrag zu Geschichtsschreibung und Geschichtsverständnis der Unterschichten.* Ulm 1975.
- Dekker, Rudolf, *Ego-Dokumente in den Niederlanden vom 16. bis zum 17. Jahrhundert,* in: Schulze, Winfried (Hg.), *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte.* Berlin 1996, 33–57.
- Epple, Angelika, *Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus.* Köln–Weimar–Wien 2003.
- Frenken, Ralph, *Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert: Psychohistorische Rekonstruktionen,* 2 Bände. Kiel 1999.
- von Greyerz, Kaspar/Medick, Hans/Veit, Patrice (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850).* Köln–Weimar–Wien 2001.
- Groppe, Sabine, *Das Ich am Ende des Schreibens. Autobiographisches Erzählen im 18. und frühen 19. Jahrhundert.* Würzburg 1990.
- Hacke, Daniela (Hg.), *Frauen in der Stadt. Selbstzeugnisse des 16.–18. Jahrhunderts.* Osterfildern 2004.
- Hahn, Alois, *Identität und Selbstthematization,* in: Alois Hahn, Volker Kapp (Hg.), *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis.* Frankfurt am Main 1987, 9–25.
- Heuser, Magdalene (Hg.), *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte.* Tübingen 1996.
- Hocke, Gustav René, *Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthologie.* Wiesbaden–München 1986.
- Holdenried, Michaela, *Autobiographie.* Stuttgart 2000.
- Jancke, Gabriele, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum.* Köln–Weimar–Wien 2002.
- Jessen, Jens, *Bibliographie der Autobiographien,* 4 Bände. München 1987–1996.
- Jolly, Margareta, *Encyclopedia of Life Writing. Autobiographical and Biographical Forms,* 2 Bände. London–Chicago 2001.
- Kormann, Eva, *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert.* Köln 2004.
- von Krusenstjern, Benigna, *Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beschreibendes Verzeichnis.* Berlin 1997.
- Lejeune, Philippe, *Der autobiographische Pakt.* Frankfurt am Main 1994.
- Luif, Frederike, *Den reflektierten Unterricht mit Geschichte fördern – Filme de-konstruieren,* in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 48 (2004), 111–115.

Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit

- Lumme, Christoph, Höllenfleisch und Heiligtum. Der menschliche Körper im Spiegel autobiographischer Texte des 16. Jahrhunderts. Frankfurt am Main u.a. 1996.
- Meise, Helga, Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800, in: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt am Main–New York 1996, 453–466.
- Monnet, Pierre, Das Selbst und die Stadt in Selbstzeugnissen aus deutschen Städten des Spätmittelalters. Einige Überlegungen zum räumlichen Rahmen der Erinnerung, in: Heimann, Heinz-Dieter/Monnet, Pierre (Hg.), Kommunikation mit dem Ich. Signaturen der Selbstzeugnisforschung an europäischen Beispielen des 12. bis 16. Jahrhunderts. Bochum 2004, 19–37.
- Niggel, Günter (Hg.), Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt 1998.
- Niggel, Günter, Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung. Stuttgart 1977.
- Nussbaum, Felicity A., The Autobiographical Subject. Gender and Ideology in Eighteenth-Century England. Baltimore–London 1989.
- Pastenaci, Stephan, Erzählform und Persönlichkeitsdarstellung in deutschsprachigen Autobiographien des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Historischen Psychologie. Trier 1993.
- Pollock, Linda A., Forgotten children. Parent-child relations from 1500 to 1900. Cambridge 1983.
- Redlich, Oswald, Autobiographies as Sources for Social History, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 62 (1975), 380–390.
- Rohlfes, Joachim, Geschichte und ihre Didaktik. Göttingen 2005.
- Scheutz, Martin, „... im Rauben und Saufen allzu gierig“. Das Bild von Soldaten in ausgewählten Selbstzeugnissen männlicher und weiblicher katholischer Geistlicher aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 12: „Soldaten“ (Wien 2001), 51–72.
- Scheutz, Martin, Frühneuzeitliche Gerichtsakten als „Ego-Dokumente“. Eine problematische Zuschreibung am Beispiel der Gaminger Gerichtsakten des 18. Jahrhunderts, in: Winkelbauer, Thomas (Hg.): Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik. Waidhofen 2000, 99–134.
- Schulze, Winfried (Hg.), Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin 1996.
- Sloterdijk, Peter, Literatur und Organisation von Lebenserfahrung. Autobiographien der Zwanziger Jahre. München–Wien 1976.
- Stadler, Peter, Memoiren der Neuzeit. Betrachtungen zur erinnerten Geschichte. Zürich 1995.
- Stratenwerth, Heide, Selbstzeugnisse als Quellen zur Sozialgeschichte des 16. Jahrhunderts, in: Rabe, Horst u. a. (Hg.), Festgabe für Ernst Walter Zeeden. Münster 1976, 21–35.
- Tersch, Harald, Der Schreibkalender als Selbstzeugnis, in: Hameter, Wolfgang/Niederkorn, Meta/Scheutz, Martin (Hg.), Ideologisierte Zeit. Kalender und Zeitvorstellungen im Abendland von der Antike bis zur Neuzeit. Wien 2005, 205–230.
- Tersch, Harald, Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen. Wien–Köln–Weimar 1998.
- Ulbricht, Otto, Ich-Erfahrung. Individualität in Autobiographien, in: van Dümen, Richard (Hg.), Entdeckung des Ich: die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln–Weimar–Wien 2001, 109–144.
- Velten, Hans Rudolf, Das selbst geschriebene Leben. Eine Studie zur deutschen Autobiographie im 16. Jahrhundert. Heidelberg 1995.
- Völker-Rasor, Anette, Bilderpaare – Paarbilder. Die Ehe in Autobiographien des 16. Jahrhunderts. Freiburg im Br. 1993.
- Wenzel, Horst, Die Autobiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, 2 Bände. München 1980.
- Wuthenow, Ralph-Rainer, Europäische Tagebücher. Eigenart – Formen – Entwicklung. Darmstadt 1990.
- Wuthenow, Ralph-Rainer, Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert. München 1974.
- Zemon Davis, Natalie, Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers. Frankfurt am Main 1989.